

## **Bericht über die 10. Arbeitstagung zur Gesprächsforschung vom 1. - 2. April 2004 in Mannheim**

**Marie-Joan Föh / Cordula Schwarze**

Am 1. und 2. April 2004 fand in Mannheim die 10. Arbeitstagung zur Gesprächsforschung statt. Eingeladen hatten Arnulf Deppermann, Martin Hartung, Reinhard Fiehler, Reinhold Schmitt und Thomas Spranz-Fogasy. Zum zweiten Mal tagte die ehemals in Freiburg ansässige Konferenz in Mannheim, ausgerichtet vom Institut für Deutsche Sprache (IDS) in Mannheim in Kooperation mit dem Institut für Gesprächsforschung in Radolfzell. Dem Ziel und der nunmehr guten Tradition der Arbeitstagung entsprechend waren die Arbeitsformen so gewählt, dass sie den spezifischen Bedingungen gesprächsforscherischer Arbeit Rechnung trugen. So waren vormittags Plenarvorträge von 25 Minuten zu hören, mit anschließender großzügig bemessener Zeit für Diskussionen. Die Nachmittage waren sechs dreistündigen Datensitzungen vorbehalten, bei denen in Gruppen an unterschiedlichen Materialien gearbeitet wurde.

Das Thema der diesjährigen Arbeitstagung lautete "Gesprächsbeteiligung". Strikt von den Erfordernissen der Interaktionskonstitution ausgehend, wurden die Aktivitäten der Gesprächsteilnehmer/innen als primäres Forschungsinteresse in das Zentrum von Analysen gerückt, wobei Sprecher/innen und Hörer/innen als Beteiligte an einem Gesprächsereignis zu begreifen sind. Mit dem Rahmenthema knüpften die Veranstalter an Arbeiten aus der Ethnographie der Kommunikation und der Konversationsanalyse an und boten Raum für Beiträge, die sich am Beteiligungsstatus der Teilnehmer/innen oder deren multimodaler und emotionaler Beteiligung im Gespräch orientierten.

In Anlehnung an das Rahmenthema stellte sich Werner Kallmeyer bei der Begrüßung der Teilnehmer/innen als doppeltes Subjekt vor: zum einen als Vertreter von Ludwig Eichinger, dem Direktor des IDS, zum anderen als Leiter der Abteilung Pragmatik. In seiner Eröffnung betonte Kallmeyer die Unerlässlichkeit der Gesprächsforschung und bezeichnete ihren Anwendungsbezug zudem als günstig für ihre Wahrnehmung in der Öffentlichkeit. Im Namen der fünf Organisatoren begrüßte Thomas Spranz-Fogasy die Teilnehmer/innen und begründete kurz das diesjährige Rahmenthema, welches im Verlauf der Tagung mal mehr, mal weniger akzentuiert die Perspektive der Vortragenden leitete. Dabei bot sich ein weites Spektrum unterschiedlicher Untersuchungsgegenstände. In den verschiedenen, aber immer sehr spannenden Datenmaterialien, der unterschiedlichen Verwendung von Transkripten, Ton- und Videodokumenten sowie in den unterschiedlichen Untersuchungsfoki zeigte sich die Vielseitigkeit der gesprächsanalytischen Forschungsmethoden und Forschungsinteressen innerhalb eines eigenständigen, sich konturierenden interdisziplinären Feldes. Aus Gründen der Übersichtlichkeit werden im Folgenden die Vorträge und die Datensitzungen zu Gruppen zusammengefasst dargestellt, die Neuigkeiten aus der Community stehen am Schluss.

*Werner Nothdurft* (Fulda) wendete sich in seinem Vortrag "Was hat das Subjekt im Gespräch zu suchen? Plädoyer für eine ereignistheoretische Betrachtung von Gesprächen – und Subjekten" gegen die "natürliche" Gesprächseinstellung, bei der das Subjekt im Mittelpunkt des Gesprächs steht. Diesem alltagsweltlichen Grundverständnis eines in der Kommunikation handelnden und sich ausdrücken-

den Individuums hielt er eine "verfremdende" Einstellung entgegen, wonach das Ereignis selbst im Mittelpunkt der Betrachtung von Kommunikation steht. Der Ausgangspunkt, Gespräche seien Ereignisse, die organisiert werden müssten, sei unstrittig. Es sei aber nach den konzeptuellen Implikationen einer traditionellen Subjektsicht zu fragen und daran anschließend, wie ein interaktionstheoretischer Subjektbegriff zu formulieren sei. Zur Diskussion der ereignistheoretischen Betrachtungsweise zog Nothdurft drei kommunikationsrelevante und besonders "subjekthaltige" Konzepte heran, 'Bedeutung', 'Emotion' und 'Beeinflussung', und reformulierte diese ereignistheoretisch. Mentalistische Bedeutungskonzepte stellen den Verstehensvorgang des Subjekts in den Mittelpunkt und fokussieren Verstehensprobleme als Divergenzen sowohl in Redeweise als auch mentaler Repräsentation. Verstehen muss aber der Vorbereitung der Fortführung des Interaktionsprozesses dienen. Ereignistheoretisch bedeutet dies, die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke nicht über die subjektive Rekonstruktion von Sinn, sondern über ihren lokalen Kontext, ihren Ort im Interaktionsgeschehen und ihren sprachlichen Gestus zu erfassen. Ähnliches gilt für den Umgang mit Emotionen in der Analyse. Gegen eine subjektbezogene Betrachtungsweise sprechen Auffassungen, wonach Emotionen als Ergebnis eines Attributionsprozesses benannt und erlebt werden. Danach strömen unterschiedliche Aspekte der sozialen Umgebungssituation auf das Subjekt ein und lösen auf diese Weise Gefühle aus. Eine ereignistheoretische Betrachtungsweise fasst Emotionen als temporären Bestandteil des Interaktionsprozesses auf, die in ihrer spezifischen Inszenierung analytisch erfasst werden können. In der traditionellen Subjektsicht wird unter "Beeinflussung" die Betrachtung kommunikativer Intentionen der Handelnden gefasst. In ereignistheoretischer Perspektive ist die Beeinflussungsaktivität ein Beziehungsmuster, für dessen Zustandekommen die Beteiligten unterschiedliche Aufgaben wahrnehmen müssen und dessen Ziel nicht der Erfolg oder Misserfolg eines der Individuen sein kann, sondern die Fortschreibung des Beziehungsmusters. Zusammenfassend betonte Nothdurft, dass in ereignistheoretischer Perspektive das Subjekt nicht nur eine Stimme habe, sondern, mit Verweis auf Bachtin, als Polyphonie von Stimmen er-scheine. So wird die transsituative Homogenität des Subjekts abgelöst von einer Betrachtung des Subjekts, die in Relation zum Prozess des Interaktionsereignisses zu sehen ist. In der Diskussion zeigte sich die Skepsis der Zuhörer/innen gegenüber der ausschließlich ereignistheoretischen Sichtweise, da bestimmte Interaktionsformen, beispielsweise Unterrichtskommunikation, auf diese Weise nicht bearbeitbar seien. Eine ereignistheoretische Orientierung sei aber ein Gewinn, wenn es darum gehe, den Prozess als solchen wahrzunehmen. Dieses Modell habe jedoch keine explanative Kraft und müsse somit um ein (oder mehrere) Modell(e) erweitert werden, die das Subjekt einbeziehen. Dabei sollten die beiden Modelle auf einer Skala mit fließenden Übergängen betrachtet werden, statt als einander ausschließend. Hingewiesen wurde auch auf die Gefahren die entstünden, entließe man das Subjekt aus der Verantwortung für sein kommunikatives Handeln

*Karin Birkner* (Freiburg) stellte in ihrem Vortrag "ARGUMENTIEREN, BELEHREN, VERSCHWEIGEN und andere Formen der Bearbeitung von ‚Subjektiven Krankheitstheorien‘ im Arzt-Patienten-Gespräch" ein interdisziplinäres Projekt von Linguist/inn/en und Zahnärzt/inn/en vor. Das Datenmaterial setzt sich aus zehn anamnestischen Arzt-Patienten-Gesprächen sowie zehn narrativen Interviews mit denselben Patient/inn/en zusammen, die von medizinischen Laien ge-

führt wurden. Gegenstand dieser beiden unterschiedlichen Gesprächstypen sind die "Subjektiven Krankheitstheorien", die von den Patient/inn/en über ihre chronischen Schmerzen im Gesichtsbereich entwickelt wurden. Bei einem ersten Vergleich zeigte sich, dass in den Interviews deutlich mehr Informationen durch die Patientinnen gegeben wurden, als dies in den Gesprächen mit dem Arzt/der Ärztin der Fall war. Aus dieser Beobachtung leitete Birkner die Forschungsfragen nach der interaktiven Herstellung dieser Divergenzen und nach dem Einfluss des Interviewtyps auf die Ergebnisse ab. An vier Transkriptausschnitten stellte sie ihr Vorgehen sowie erste Ergebnisse vor. Sie arbeitete als zentralen Aspekt heraus, dass Ärzte und Patientinnen unterschiedliche Gesprächsstrategien einsetzen. Diese betreffen beispielsweise die Initiierung der Krankheitstheorie. Im ersten Beispiel war es der Arzt, der die Patientin dazu animierte, ihre Krankheitstheorie zu formulieren. Der Arzt reagierte mit einem Expertendisplay, was darauf schließen lässt, dass er ihre Äußerung als Diagnose auffasste. Das verunmöglichte die Bearbeitung der subjektiven Krankheitstheorie der Patientin. Ähnliches zeigte sich im zweiten Beispiel, wobei hier die Patientin selbst die Krankheitstheorie initiierte. Auch hier zeugte eine Belehrungssequenz von der Etablierung eines Expertenstatus durch den Arzt selbst. Auch die weiteren Beispiele dienen dem Vergleich beider Gesprächstypen. Während im Anamnesegespräch die Patientin jegliche Hypothesenbildung verweigert, gibt sie im Interview bereitwillig Auskunft, was sich in der chronologischen Abfolge der erzählten Ereignisse und der Ausführlichkeit ihrer Darstellungen zeigt. Auf diese Weise konnte die eingangs geäußerte Frage nach der interaktiven Konstitution der subjektiven Krankheitstheorie beantwortet werden. Demnach hängt die Qualität der Aussagen der Patientin vom Gesprächstyp und der damit verbundenen interaktiven Konstitution ihrer Krankheitstheorie ab. Ein Vergleich beider Gesprächstypen sei laut Birkner aufgrund ihrer Differenzen von methodischer Brisanz und erfordere einen Mehrfachmethodenzugang. Ausgehend von ihren Analyseergebnissen formulierte sie die Forderung, Gesprächstrainings für Ärzte und Ärztinnen stärker in die Ausbildung zu integrieren. Bestehende Konzepte von Arzt-Patienten-Gesprächen müssten dabei revidiert und anhand des Materials neu formuliert werden. In der Diskussion ging es um den Begriff des "Subjektiven", inwiefern die "Subjektive Krankheitstheorie" nicht auch eine intersubjektive Seite habe und wie viel "Objektives" in sie einfließt, beispielsweise in Form von Bewertungen. Weitere Diskussionspunkte waren die unterschiedlichen Gesprächstechniken von Arzt/Ärztin und Interviewer/in, wonach das Interview qua Methode eine narrative Rekonstruktion begünstige, während der Arzt, bedingt durch die erlernte Fragetechnik, die Patientin zur Rechtfertigung herausfordere. Ausgehend von der Idee vom "aufgeklärten Patienten" und Überlegungen zur Kosten sparenden Förderung der Compliance von Patient/inn/en wurden auch Kommunikationstrainings für dieses Klientel gefordert.

*Bernd Meyer* (Hamburg) referierte in seinem Beitrag zur "Transparenz sprachlicher Mittel und Beteiligung am Gespräch: Der Teilnehmerstatus von Ad-hoc-Dolmetschern in mehrsprachiger Arzt-Patienten-Kommunikation". Die Daten, aus denen Meyer einige kürzere Transkriptausschnitte vorstellte, stammen aus dem Projekt "Dolmetschen im Krankenhaus", das zurzeit unter der Leitung von Kristin Bührig in Hamburg durchgeführt wird. Meyer konzentrierte sich in seinem Beitrag auf die Frage, welche kommunikativen Konsequenzen in bilingualen Ge-

sprachskonstellationen zu erwarten sind, wenn die gedolmetschten Patient/inn/en zumindest über geringe Deutschkenntnisse verfügen und infolgedessen das Gespräch beeinflussen können und wollen. Um diese partielle Durchlässigkeit der Sprachbarriere zwischen Arzt und Patient zu kennzeichnen, da Letzterer zwar über Deutschkenntnisse verfügt, diese aber für eine lückenlose Verständigung nicht ausreichen, nutzte er den Begriff der Transparenz. Die Aufgabe des Dolmetschers ist es dabei, die Arzt-Patient-Kommunikation auf Verständigungsprobleme hin zu beobachten und gegebenenfalls einzuspringen. Der Interaktionsmodus muss fortlaufend ausgehandelt werden, so dass der Teilnehmerstatus des Dolmetschers situationsabhängig und bisweilen unklar ist. Folgen dieser dynamischen bilingualen Konstellation sind unterschiedliche Verfahren des Sprachenwechsels, wie Meyer anhand von Transkriptausschnitten darlegte. Unter anderem verwies er auf das häufige Vorkommen von Insertionen, die dazu dienen, lexikalische Lücken zu überbrücken, wodurch das Wissen an die Beteiligten oder an institutionelle Zwecke angepasst wird. Meyer fasste zusammen, dass solche Dolmetscher-Tätigkeiten für die Beteiligten zur alltäglichen Praxis gehören. Demnach seien diese Formen des Sprachenwechsels nicht problematisch. Gesprächsanalytisch relevant sei, dass der Dolmetscher genuin ärztliche Aufgaben übernehmen müsse, da auch medizinische Sachverhalte gedolmetscht werden müssten. Die Diskussion konzentrierte sich insbesondere auf die Frage, ob man in der konkreten Situation überhaupt von Dolmetschen sprechen könne, da Dolmetscher/in und Patient/in beide Sprachen als Formulierungsressource benützen. Bestärkt wurde Meyer in seiner Auffassung, dass diese Analysen in der Translationswissenschaft Gewinn bringend rezipiert werden können, da dort die Analyse authentischer Gespräche eine Seltenheit darstellt.

*Elizabeth Couper-Kuhlen* (Potsdam) eröffnete den zweiten Tag mit ihrem Vortrag "'Fremde Rede' als Gesprächsstrategie in Bewertungen und Begründungen". Anhand von vier Gesprächsausschnitten zeigte sie, wie "fremde Rede" außerhalb narrativer Erzählungen darauf verwendet werden kann, Empfindungen aus vorgängigen Situationen in das Hier-und-Jetzt zu transferieren, um auf diese Weise Bewertungen oder Begründungen eines Sachverhalts vorzunehmen. Als Material dienten Gesprächsausschnitte aus einem Korpus britischer und amerikanischer Telefongespräche, die sowohl als Tondokument als auch als Transkript vorlagen. Anhand der Beispiele zeigte Couper-Kuhlen, wie sich nicht-narrative Zitate von narrativen Zitaten anhand auffälliger Merkmale unterscheiden. Narrative Zitate sind durch Merkmale wie das Reportieren fremder Rede, den Einsatz fremder Rede zur Animation von Figuren und das Einhalten der Erzähl-Chronologie gekennzeichnet. Nicht-narrative Zitate hingegen, wie sie in den Beispielen vorgestellt wurden, zeichnen sich durch spezifische formale Eigenschaften aus, zu deren auffälligsten Couper-Kuhlen das *verbum dicendi* als typischen einleitenden Diskursmarker zählte. Zugleich bilden nicht-narrative Zitate häufig eine eigene Turnkonstruktionseinheit und haben zwar einen klar markierten Anfang, aber kein ebenso eindeutiges Ende. Prosodisch auffällig ist, dass kein Bruch zwischen dem *verbum dicendi* und der restlichen Äußerung zu hören ist. Funktionsseitig wird von den Beteiligten die historische Validität früherer Äußerungen genutzt. Die Reformulierungen vorgängiger Äußerungen werden nicht beliebig eingesetzt, sondern stellen bewertende und begründende Handlungen dar. Eigenzitate demonstrieren Begründungen für disaffiliative und dispräferierte Handlungen, da

zitierte Einheiten einen früheren Gedanken wiedergeben, der als rechtfertigende Erklärung für eine vergangene disaffiliative Handlung dient. Diese Verwendung von Eigenzitat bewirkt, dass disaffilierte Handlungen in ein positives Licht gerückt werden und dadurch rational erscheinen, so Couper-Kuhlen. Sie schloss ihren Vortrag mit der Forderung, solche Phänomene als eigene Sequenzen zu behandeln, da auch die Redewiedergabe außerhalb von Narrationen Beachtung finden sollte. Bei der anschließenden Diskussion wurde der 'Zitat'-Begriff in Frage gestellt, da zu überlegen sei, inwiefern die Sprecherinnen auf vergangene Zustände nur referierten oder aber sich selbst zitierten. Eventuell sei es günstiger, von "Gesprächsstrategie" zu sprechen und diese Form eigener Redewiedergabe als eine konversationelle Technik anzusehen. Ein weiterer Diskussionspunkt waren die Merkmale der Grenzen des Zitats.

*Maria Egbert* (Oldenburg) konzentrierte sich in ihrem Vortrag auf "Das kollaborative Herstellen von Affiliation und Disaffiliation durch lexikalische Mittel. Der Unterschied zwischen *warum* und *wieso*." Bei dem zugrunde liegenden Material handelte es sich um Videodaten sowie Transkripte aus einer Kollektion von Alltagsgesprächen, die Egbert in Norddeutschland erhoben hatte. Ausgangspunkt der Untersuchung war die Beobachtung, dass bei einer Übersetzung ins Englische *wieso* und *warum* von der Forscherin jeweils mit *why* wiedergegeben wurden. Recherchen in bilingualen Wörterbüchern wiesen eine synonyme Behandlung der beiden Wörter auf. Eine Untersuchung der quantitativen Verteilung ergab, dass *wieso* häufiger verwendet wird als *warum*, während *weswegen*, *wofür* und *weshalb* in den untersuchten Daten so gut wie gar nicht vorkamen. Diese Beobachtung legte eine konversationsanalytische Untersuchung authentischer Daten von Alltagsgesprächen nahe, mit deren Hilfe das Verhältnis von *wieso* und *warum* eindeutiger geklärt werden kann. Dabei wurde deutlich, dass *wieso* und *warum* bisweilen in Kombination gebraucht werden, was als Indikator für eine unterschiedliche Funktion angesehen werden kann. Egbert demonstrierte, dass sowohl linguistische als auch interaktionelle Unterscheidungen herausgearbeitet werden können. *Warum* findet sich häufig im Kontext von Oppositionen und wird oft als Teil einer dispräferierten Paarsequenz realisiert. *Warum* dient somit als Marker für Dispräferenz und ist Teil der Rechtfertigungshandlung. Dadurch kann es laut Egbert aus der Liste der W-Fragewörter ausgeschlossen werden. *Wieso* hingegen wird von den Interaktant/inn/en innerhalb von Reparaturaktivitäten eingesetzt, um Erklärungen und weitere Informationen zu erfragen. Das Analyseergebnis legt somit nahe, *wieso* und *warum* nicht als Synonyme zu behandeln, da sie interaktionell betrachtet nicht zur selben Wortklasse gehören: während *wieso* affiliierend eingesetzt wird, wird *warum* disaffiliierend gebraucht. Die Diskussion konzentrierte sich auf die Frage der Abgrenzung der Konzepte 'Affiliation' und 'Präferenz'. Hinzu kamen Überlegungen, *wieso* und *warum* nicht, wie in diesem Fall geschehen, als Einzelwörter zu untersuchen, sondern auch in ihrer syntaktischen Verzahnung. Des Weiteren wurde erörtert, ob sich diese Befunde mit regionalen Besonderheiten in der Verwendung dieser Wörter in Einklang bringen lassen.

*Johannes Schwitalla* (Würzburg) ging in seinem Vortrag "Der nachträgliche Kommentator" auf das "Danach" im Gespräch ein: Was geschieht, wenn sich durch das Absentieren eines Gesprächsbeteiligten die Beteiligungsweisen der Zurückbleibenden ändern? Dies zeigte er exemplarisch anhand von Beispielen aus unterschiedlichen Korpora. Schwitalla nutzte für dieses Phänomen Goffmans

Begriff des 'Nachverbrennens', machte jedoch deutlich, dass Goffman mit dieser Begrifflichkeit auf Phänomene verweist, die in erster Linie der nachträglichen Triebabfuhr geschuldet seien. Aus dem Alltag sind diese Phänomene beispielsweise bekannt als das (für andere unhörbare) Schimpfen von Autofahrern und sie dienen der Wiederherstellung des lädierten Selbst. Schwitalla begann seine Ausführungen mit einem Text von Hans Sachs aus dem Jahr 1524 und verdeutlichte mit diesem, wie sich die Änderung der Interaktionskonstellation auf die Änderung der Interaktionsbeteiligung auswirken kann. Solche Veränderungen betreffen sowohl die Beteiligungsweisen und -rollen als auch die Interaktionsmodalität, den Grad der Aktivität sowie die Themenbehandlung. Er fasste verschiedene Formen der nachträglichen Behandlung eines Gesprächs in einer Phänomenologie zusammen. Zu dieser zählte er kurze, nicht-adressierte Nachverbrennungen (Bemerkungen, die eine Gesamtinterpretation des abgelaufenen Gesprächs aufzeigen), Kommentare in Abwesenheit eines eben noch anwesenden Gesprächsteilnehmers (Klatsch) und kollusives Nebenpiel bei Face-Verletzung, womit sich jemand nachträglich ins rechte Licht setzt. Ebenso gehören dazu die nachträgliche Statusverschiebung, bei der ein Reaktant zum Aktanten wird, das Nachverbrennen mit Verschiebung und Neuexplikation des Themas sowie nachträgliche Kommentare von und durch Nebenfiguren. Die Fülle an illustrierenden Beispielen vermochte zu zeigen, dass es sich bei Nachverbrennungen um vielgestaltige, bisweilen institutionell geprägte Interaktionen handelt, die in ihrer Ausdehnung, ihrer Handlungskonstitution und im Wert ihrer nachträglichen Relativierung stark variieren können. Da Nachgespräche ein Hinweis auf das sein können, was im Gespräch implizit geblieben ist, plädierte Schwitalla für die analytische Berücksichtigung dieser nachfolgenden Sequenzen. Eine daraus abgeleitete methodische Forderung ist die nach strikter Transkription und Analyse auch dieser auf den ersten Blick nicht interessierender Sequenzen. In der Diskussion wurde die Frage aufgegriffen, was für diese Art der Interaktion konstitutiv sei. Demnach ist eine typische Konstellation der Klatsch, bei dem das Klatschopfer abwesend ist. So kann Klatsch an ein Gespräch anschließen oder aber losgelöst vom Gespräch vollzogen werden. Eine weitere Überlegung betraf die Grenzen eines Gesprächs dahingehend, ob es im Gespräch einen Kern gäbe und folglich Kern- und Randphänomene zu unterscheiden seien. Die Diskussion endete mit einem Rückgriff auf die Frage nach dem Subjekt im Gespräch, wobei betont wurde, dass sich die Personen im Anschluss an ein Gespräch gegenseitig verdeutlichen, wie sie dieses verstanden haben oder verstanden haben wollen.

*Frank Ernst Müller* (Mannheim) schloss die Vortragsreihe mit seinem Beitrag "Präsidentielle Gestik – Aspekte der gestischen Selbstinszenierung von Jacques Chirac in Fernsehauftritten". Müller präsentierte in seinem Vortrag Standbilder und Videoausschnitte des "Elefantenduells" der Präsidentschaftskandidaten Jacques Chirac und Lionel Jospin. Dieses fand zwischen dem ersten und zweiten Wahlgang statt und wurde nach Regeln durchgeführt, die Müller kurz erläuterte. Im Mittelpunkt seines Vortrags stand die Frage, welchen inszenatorischen Wert und Anteil die Körpersprache an den verbalen Ausführungen Jacques Chiracs hat und welche Gesten dieser mit welcher Wirkung verwendet. Im Verlauf seines Beitrags ging Müller auf die auf seinem Handout abgedruckten Standbilder ein, denen als Untertitel die jeweilige Geste begleitende sprachliche Äußerung beigelegt war. Rubrizieren lassen sich Gestik und Mimik Jacques Chiracs in Ruhepo-

sen, die als Zeichen für inszenierte Nachdenklichkeit und Distanz dienen, mimische Ausdrücke von Ironie und Herablassung, skandierende Taktgesten und Illustratoren, die am häufigsten beobachtet werden konnten. Jacques Chirac wurde von ihm als Beispiel für jemanden angesehen, der es versteht, politische Zusammenhänge in anschauliche Gesten umzusetzen. Zusammenfassend akzentuierte Müller, dass Gestik der Kontextualisierung diene in dem Sinn, dass der gestische Zeichenstrom den Kontext für den sprachlichen Zeichenstrom bildet und sich beide Zeichenströme gegenseitig interpretieren. In der Diskussion wurde über Klassifikationsmöglichkeiten von Gesten nachgedacht. Erste Versuche, Gesten von einander zu unterscheiden und das Gestenrepertoire adäquat darzustellen, finden sich laut Müller in Gestenlexika, wie sie für Süditalien bereits zur Verfügung stehen. Außerdem ging es um die Frage, inwiefern es angemessen sei, von redebegleitenden Gesten zu sprechen oder ob es nicht sinnvoller sei, Gestik als gestische Arbeit zu bezeichnen und ihr einen eigenständigen Platz einzuräumen. Dabei sei es wichtig, Gesten sequenziell ernst zu nehmen und ein gegenstandsangemessenes Beschreibungsinstrumentarium zu entwickeln. Verwiesen wurde auf die Gestenforschung, die sich dieser methodisch-methodologischen Herausforderung mit guten Ergebnissen bereits stellt. Abschließend wurde vorgeschlagen, Gestik nicht als Ausdrucksmodalität anzusehen und somit das Konzept der redebegleitenden Gestik durch das Konzept der sequenziellen Gestik abzulösen. Dagegen wand Müller ein, dass ein derart anspruchsvolles Programm einer großflächig angelegten Arbeit und anderer Darstellungsformate bedürfe und plädierte für eine impressionistische Beschreibung von Gesten.

*Sylvia Bendel* (Luzern) gewährte in ihrer Datensitzung "Börsenaufträge: Beteiligungsrollen und Perspektiven von Kunden und Bankangestellten" einen Einblick in die Realisierung von Beteiligungsrollen und Face-Management bei Beratung und Börsenaufträgen im Call-Center einer Schweizer Bank.<sup>1</sup> Besonders interessant war dabei, dass sich dieser Interaktionstyp durch gekreuzte Rollenkonstellationen von Kunde – Bankangestellter/Verkäufer sowie Ratsuchender – Ratgebender auszeichnet. Im Material wurde daraufhin insbesondere untersucht, welche Beteiligungsrollen wie etabliert werden und wie sich dies in den Daten fassen lässt. An verschiedenen Ausschnitten mit mehr oder weniger starker Übereinstimmung der Beteiligten in ihren Aktivitätserwartungen und ihrer Kooperation bei der Etablierung der Beteiligungsrollen zeigte sich wiederum, dass eine externe Zuschreibung von Rollen aufgrund des Interaktionstyps wenig hilfreich ist, sondern dass sie jeweils lokal von den Beteiligten ausgehandelt werden.

In der Datensitzung zur "Informationsarbeit gesellschaftlicher Führungskräfte in der Politik" von *Bettina Eltester* (Mannheim) stand die Rekonstruktion der spezifischen Beteiligungsrollen der Gesprächsteilnehmer/innen im Mittelpunkt. Das ethnografisch erhobene Material stammt aus dem Teilprojekt "Kommunikatives Handeln gesellschaftlicher Führungskräfte", welches von Thomas Spranz-Fogasy (IDS) geleitet wird. Es handelt sich um typologisch breit gestreute Gespräche von Führungskräften aus Wissenschaft, Wirtschaft und Politik. In der Datensitzung wurde ein Politikergespräch analysiert. Die handlungsleitende Frage war, wie sich die Beteiligungsrollen sowohl äußerungsstrukturell als auch interaktionsstrukturell gestalten. Gefordert war die analytische Rekonstruktion eines "Wer ist wer und macht was?" in diesem Gesprächsausschnitt. Für den ausgegebenen Transkript-

<sup>1</sup> Für den Text zu dieser Datensitzung danken wir herzlich Dagmar Barth-Weingarten.

ausschnitt gab es keinerlei Kontextangaben. Die fehlenden Zusatzinformationen und die Arbeitsaufgabe erweckten in der Gruppe detektivischen Spürsinn, der leider nur für Teillösungen ausreichte. Der Statushöchste in diesem Gespräch konnte anhand seines sprachlichen Handelns identifiziert werden. Auffällige Macht- und Statusdisplays konnten ausgemacht und an Formen der Adressierung, Formulierungsverfahren, Länge und Häufigkeit der Redebeiträge sowie Änderungen der Modalität, soweit sie ohne auditiven Eindruck feststellbar sind, belegt werden. Diskutiert wurde das Thema der (Berufs-)Rollen dahingehend, inwieweit sich diese Komplexwahrnehmung auf den einzelnen Merkmalsebenen hinreichend gültig nachweisen lässt. Das Anliegen der Datensitzung war auch, jene Zuschreibungen analytisch zu fassen, die häufig unreflektiert in Arbeit einfließen. Abschließend wurde betont, dass diese Art der Datenarbeit vor jenen vorschnellen Schlüssen schützen kann, die wiederum sich selbst bestätigende Analysen produzieren.

*Marie-Joan Föh* (Flensburg) stellte unter dem Titel "Mündliche Kommunikation und Kooperation bei Interaktionsprozessen vor dem Computer" Videomaterial aus ihrem Dissertationsvorhaben vor. Anliegen der Arbeit ist es, Interaktionsprozesse vor dem Computer als eine Möglichkeit zu bestimmen, den Erwerb von kommunikativer Kompetenz zu fördern. Dabei sollen die Analyseergebnisse dazu verwendet werden, Überlegungen hinsichtlich sprachdidaktisch motivierter Unterrichtskonzepte und -methoden anzustellen, die mit dem Ziel eingesetzt werden können, den Erwerb von kommunikativer Kompetenz der Schüler/innen bei der Partnerarbeit vor dem Computer zu fördern. Als zentrales Strukturelement des Interaktionsprozesses der Schüler/innen vor dem Computer war das Konzept der Side-by-Side-Kommunikation vorgegeben worden. Gegenstand der Datensitzung sollte es sein, ein an diese Struktur angelehntes, bereits erarbeitetes Konzept von 'User' und 'Bei-User' zu hinterfragen und die damit verbundenen Formen der Interaktionsbeteiligung herauszuarbeiten. Der Begriff "Side-by-Side-Talk" stammt von Lorenza Mondada, wobei sie sich damit auf die Konstellation zwischen Fahrer und Beifahrer während des Autofahrens bezieht. Das Anliegen an die Datensitzung war es zu untersuchen, inwiefern in Analogie zu Fahrer und Beifahrer von den Computernutzern als "User" und "Bei-User" gesprochen werden kann und auf welche Merkmale sich eine solche Untersuchung konzentrieren könnte. Ergebnis der Datensitzung war eine Ausdifferenzierung der Beteiligungsrollen beider Schüler, wonach dem Bei-User der Status einer "grauen Eminenz" zugeschrieben werden konnte. Diese Zuschreibung war darauf zurückzuführen, dass er sich aus dem operativen Geschäft, also der Bedienung von Maus und Tastatur, zurückhielt, aber in entscheidenden Momenten sich über sprachliche und körpersprachliche Mittel so bestimmt in das Geschehen einzubringen vermochte, dass sein Partner sein eigenes Ziel zurückstellte. Das Zusammenspiel der unterschiedlichen Modalitäten in der Interaktion der Schüler vermochte den multimodalen Stellenwert des Materials hervorzuheben.

Im Zentrum der Datensitzung von *Elisabeth Gülich* (Bielefeld) und *Arnulf Deppermann* (Frankfurt) stand die "Kommunikative Darstellung von Angst". Elisabeth Gülich skizzierte zunächst den Forschungskontext, wonach es sich um das Projekt einer Kooperationsgruppe am Zentrum für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld handelt, an der Linguist/inn/en und Soziologen verschiedener Universitäten und Ärzte und Psychologen der Bethelschen Anstalten beteiligt

sind. Ziel des Projekts ist es, das Darstellungsrepertoire von Angst im Gespräch zu beschreiben. Die herausgearbeiteten typischen Muster sollen den klinischen Bildern zugeordnet und auf diese Weise differentialdiagnostisch nutzbar gemacht werden. Das Fernziel der Arbeit ist es, die linguistische Analyse in einer multidimensionalen Diagnostik von Angststörungen zu verankern, gleichberechtigt beispielsweise zu bildgebenden Verfahren oder Labordiagnostik. Der für die Datensitzung ausgewählte Materialausschnitt entstammte dem Vorgängerprojekt zur Kommunikation epileptischer Patient/inn/en. Es handelte sich um ein Leitfadeninterview, das von einem medizinischen Laien mit einer Anfallspatientin geführt worden ist. Handlungsleitende Fragen für die gemeinsame Arbeit waren die Identifikation und Beschreibung der sprachlichen Muster bei der Darstellung von Angst sowie die Ausgestaltung und Funktion der narrativen Rekonstruktion des Anfalls. Die Patientin beschreibt, wie sie einen Anfall erlebt und mit welchen Emotionen dieser besetzt ist. Auffällig ist, dass sie mit großer Beredsamkeit und in sehr strukturiertem Vorgehen versucht, jenes von ihr mehrfach als "nicht beschreibbar" qualifizierte doch zu erzählen, ohne dass sie explizit von "Angst" spricht. Dazu nutzt sie das Mittel der Reinszenierung einer Panikattacke. Die Schwierigkeiten beim Analysieren verwiesen auf die Komplexität des Gegenstandes und der Fragestellung. Es zeigten sich deutlich die methodischen Herausforderungen in der Analyse von Emotionen, die wir gewohnt sind, subjektbezogen zu denken. Als Fazit wurde gezogen, dass nicht die verschiedenen lexiko-semantischen Ausdrucksmöglichkeiten von Emotionen aufschlussreich sind, sondern das Zusammenspiel aller sprachlichen Handlungsebenen. Abschließend wurde diskutiert, wie Gesprächsanalysen/innen ihre Auswertungen dahingehend aufarbeiten können, dass sie auch von Mediziner/innen verstanden und genutzt werden können.

Die Datensitzung von *Ralf Knöbl* (Mannheim) "Sprachvariation in einer schwäbischen Kleinstadt. Ein soziolinguistisches Gemeindeporträt" konnten wir leider nicht besuchen.

*Elisabeth Reber* (Potsdam) stellte in ihrer Datensitzung "Rekonstruktion von Emotionen in Gesprächen zur Geburt" Material aus ihrem Dissertationsprojekt zur Diskussion. Auf der Grundlage eines Gesprächs (Tondokument und Transkript) aus einer Mutter-Kind-Gruppe, in dem eine Erstgebärende über den Verlauf der Schwangerschaft bis hin zum Einsetzen der Geburt ihres Kindes erzählt, beschäftigten sich die Teilnehmer/innen mit der Frage, mittels welcher sprachlicher Verfahren Emotionen und Bewertungen konstruiert werden. Als Arbeitshypothese für die Datensitzung wurde einleitend genannt, dass emotive Bedeutungen bzw. Bewertungen kontextsensitiv sind, einen rezipientenspezifischen Zuschnitt aufweisen und von den Interagierenden gemeinsam hergestellt werden. Aus erzähltheoretischer Perspektive wurde gemeinsam erarbeitet, wie das erzählte Erlebnis durch die Sprecherin als etwas Belastendes dargeboten wird, ohne dass ein Display von Emotionen stattfindet. So konnte beobachtet werden, dass durch die Sprecherin Widersprüche produziert werden, indem sie Negativ-Formulierungen immer wieder relativiert oder die Reaktionen Außenstehender einsetzt, um ihr eigenes Empfinden zu diesen in Beziehung zu setzen. Dieses Verhalten wurde auch als ein Akt von *doing being mother* interpretiert. In Bezug auf das Analyseergebnis konnte festgehalten werden, dass der Effekt dadurch erzielt wird, dass unter Verwendung bestimmter lexikalischer, prosodischer und syntaktischer Mittel die

Dramatik auf der Folie der Normalität abgebildet und somit auf ein Podest gestellt wird.

Der Nachmittag des ersten Tages wurde mit den Neuigkeiten aus der Gesprächsforschung eröffnet. Die *Berichtsrunde* dient dem Austausch über die Aktivitäten des vergangenen Jahres und lässt Raum für Appelle, Einladungen und Wünsche. Detaillierte Informationen zu den vorgestellten Projekten sind sämtlich über das Informationsportal Gesprächsforschung ([www.gespraechsforschung.de](http://www.gespraechsforschung.de)) zu erhalten.

Reinhard Fiehler verwies auf die zweimal jährlich stattfindenden Arbeitstreffen des *Arbeitskreises Angewandte Gesprächsforschung*. Des Weiteren lud er herzlich zu Besuch und Beitrag der von ihm und Arnulf Deppermann organisierten *Sektion Gesprächsforschung* der diesjährigen GAL-Jahrestagung (23.-25. 9. in Wuppertal) ein. Das Thema ist "Das Gespräch im technologischen Kontext" und es interessieren die vielfältigen Verflechtungen und Einflüsse der Bedienung technischer Geräte sowie das Arbeiten an und mit technischen Geräten in kommunikativen Kontexten. Außerdem berichtete er von der dritten *Intensivwoche Gesprächsanalyse* am IDS im März dieses Jahres. Organisiert und durchgeführt wurde sie erneut von ihm und Reinhold Schmitt. Beide Organisatoren hoben die Produktivität der Datensitzungen hervor und betonten nachdrücklich, dass diese Arbeitsform die *conditio sine qua non* der Gesprächsforschung ist, die aber leider oft zu kurz kommt. Dazu boten sie Lösungen an. Sie werden an der Universität Mannheim ein Praxisseminar einrichten, zu dem nicht nur Doktorand/inn/en, sondern auch Studierende mit ihren Materialien eingeladen sind. Das ist eine Initiative, die auch an anderen Universitäten etabliert werden sollte, da ihrer Ansicht nach die Gesprächsforschung und ihr Nachwuchs Defizite in der konkreten Analyse von Daten aufweisen.

Martin Hartung berichtete zunächst über das *Ausbildungsprogramm Gesprächsanalyse*, das er gemeinsam mit Arnulf Deppermann anbietet. Bei dem Ausbildungsprogramm handelt es sich um ein modularisiertes Konzept, welches grundlegend Wissens- und Könnenswertes der Gesprächsanalyse enthält. Bisher wurden Seminare zur Einführung in die Analyse von Gesprächen sowie zu methodischen Fragen der Sequenzanalyse erfolgreich durchgeführt. Das aktuelle Seminarprogramm kann über die oben genannte Homepage abgerufen und gebucht werden. Danach berichtete er von den Online-Projekten. Der *Verlag für Gesprächsforschung* besteht nun zwei Jahre. Es sind bisher über 10 000 Exemplare abgerufen worden. Das Angebot beläuft sich derzeit auf zwölf Bücher, die kostenlos zum Download bereit stehen. Hartung endigte mit einem Aufruf an den Nachwuchs, von dieser Möglichkeit der Publikation ihrer Dissertationen Gebrauch zu machen, da dies eine hohe Verbreitung garantiere. Die Zeitschrift *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* entsteht gerade in der fünften Auflage und kann inzwischen als etabliertes Forum gelten. In diesem Jahr wird sie 16 Beiträge umfassen. Neu ist, dass seit der Ausgabe 2003 die Zeitschrift durch die Mitveröffentlichung von Audiofiles und/oder Videoclips stärker medienpezifisch genutzt wird. Es wäre gut, wenn sich diese Publikationsform als Standard durchsetzte. Beiträge für alle fünf Rubriken der Zeitschrift sind den beiden Herausgebern sehr willkommen – ebenso willkommen sind auch pekuniäre Beihilfen, etwa in Form des regelmäßigen Erwerbs der CD der einzelnen Ausgaben.

Doreen Siegfried berichtete über den *Arbeitskreis Gesprächsforschung Berlin-Brandenburg*. Das ist ein offenes lokales Netzwerk, welches sich seit Mai 2003 im monatlichen Rhythmus an der Humboldt-Universität Berlin zu Datendiskussionen trifft. Die Organisationsform der gemeinsamen Materialarbeit wechselt je nach Interessenlage der Beteiligten und daher finden sowohl gesprächsanalytische Fingerübungen als auch problemorientierte Datensitzungen statt.

Abschließend sprach Thomas Spranz-Fogasy zur *Zukunft der Arbeitstagung* und richtete das Wort an die An- (vielmehr die Ab)wesenden: Im Gegensatz zu einer gut besuchten Tagung mit qualitativ hochwertigen Beiträgen im vergangenen Jahr geriet den Veranstaltern in diesem Jahr die Vorbereitung eher zur Last denn zur Lust, da die Reaktionen auf beide Calls zur Tagung zum Teil quantitativ und auch qualitativ enttäuschend waren. Laut Spranz-Fogasy habe die Gesprächsforschung trotz ihres großen Erkenntnispotenzials in der deutschen Wissenschaftslandschaft keine etablierte Stellung inne. Dieses Dilemma anzugehen hieße für alle Forscher und Forscherinnen sich aktiv einzubringen, sei es durch finanzielle oder ideelle Unterstützung von Initiativen, durch Lobbyarbeit oder Werbung. Zuvorderst natürlich durch die aktive Mitgestaltung der nächsten Tagung(en). Die Frage, wie die konkrete Unterstützung aussehen könnte sowie erste Lösungsentwürfe zogen sich als roter Faden durch viele Gespräche während der Tagung.

Den rund 60 Teilnehmer/inne/n der Arbeitstagung wurde ein abwechslungsreiches Programm mit Vorträgen, Datensitzungen und Diskussionen geboten. Über die unterschiedlichen Beiträge hinaus gab es ausreichend Freiräume für Fachgespräche, sei es in den Pausen oder im Rahmen des gemeinsamen abendlichen Essens. Viele interessante Themen ermöglichten einen aktuellen Überblick über die laufenden Projekte und Forschungsmethoden innerhalb der Gesprächsforschung, wobei die Fülle und Vielfalt der Materialien und Projekte beeindruckend war. Es bleibt, den Veranstaltern und allen helfend Beteiligten für die professionelle Organisation und den reibungslosen Ablauf herzlich zu danken und die nächste Arbeitstagung mit Spannung zu erwarten.

Marie-Joan Föh  
Universität Flensburg  
Institut für Germanistik  
Auf dem Campus 1  
24943 Flensburg  
foeh@uni-flensburg.de

Cordula Schwarze  
Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald  
Philosophische Fakultät  
Fremdsprachen- und Medienzentrum  
17487 Greifswald  
cordula.schwarze@uni-greifswald.de

Veröffentlicht am 1.10.2004

© Copyright by GESPRÄCHSFORSCHUNG. Alle Rechte vorbehalten.